cusanus hochschule

WORKING PAPERS

Silja Graupe

Wirtschaftswachstum und Bildungswiderstand

Von der Freiheit und Unfreiheit des ökonomischen Denkens

Working Paper Serie der Institute für Ökonomie und für Philosophie
Nr. 16
02 2016

Cusanus Hochschule | Postfach 1146 | 54461 Bernkastel-Kues | www.cusanus-hochschule.de

Wirtschaftswachstum und Bildungswiderstand

Von der Freiheit und Unfreiheit des ökonomischen Denkens

Silja Graupe

Institut für Ökonomie

Cusanus Hochschule

Februar 2016

Abstract

Der Aufsatz diskutiert die Berechtigung von wirtschaftlichem Wachstum als wichtigstes gesellschaftliches Ziel der Gegenwart, seine Genese in der Theoriegeschichte seit dem 2. Weltkrieg und welche Wirkungen von diesem Konzept auf das ökonomische Denken ausgegangen sind. Es wird argumentiert, dass es einer neuen ökonomischen Bildung bedarf, die ein Verständnis für reale Zusammenhänge und ein Wissen um konkrete Dinge fördert, die unmittelbar an Fragestellungen des Lebens orientiert sind.

Stichworte: Wirtschaftswachstum, Ökonomie als Erfahrungswissenschaft, ökonomische Bildung, Kritik der Neoklassik

JEL categories: A12, A23, B13, B21, B25, B59

1 Einführung

Unbestritten ist Wirtschaftswachstum eines der wichtigsten gesellschaftlichen Ziele der Gegenwart. „Angemessen und stetig“ soll es sein – so formuliert es das 1967 in Kraft getretene „Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft“. Immer mehr und immer schneller soll es werden, wie das Wachstums*beschleunigungs*gesetz aus dem Jahre 2009 allein schon dem Wortlaut nach verdeutlicht. Wachstum ist *die* Messlatte sowohl für Unternehmen als auch für die Politik; es entscheidet über Erfolg und Misserfolg – nicht nur an den Börsen. Wenn hingegen der „Wachstumsmotor“ stottert, versetzt dies politische wie gesellschaftliche Akteure gleichermaßen in Alarmbereitschaft. Selbst das Schicksal hunderttausender Flüchtlinge lässt sich heutzutage problemlos unter den Vorzeichen des Wachstums diskutieren. „Der starke Flüchtlingszuzug wirkt wie ein kleines Konjunkturprogramm“, meint etwa der Chef des Kölner Instituts der deutschen Wirtschaft (IW), Michael Hüther (vgl. Giaramita 2015). Flüchtlinge bringen Wachstum – so lautet das knappe Fazit einer Studie des IWF (vgl. Shekar 2016).

Je mehr alle Bereiche des Lebens unter dem Aspekt ihres Beitrags zum wirtschaftlichen Wachstum beurteilt werden, desto intensiver sollten wir nach seiner eigenen Bedeutung fragen. Was *ist* dieses unaufhörliche Wachstum, das mittlerweile in den unterschiedlichsten Lebensbereichen – von der Bildung über die Integration bis hin zum Gesundheitswesen – als Handlungsmaßstab dient? Diese Frage sollte nicht nur Befürworter dieser Form der Entwicklung umtreiben, sondern auch deren Kritiker. Denn wer die Grenzen des Wachstums aufzuzeigen oder sich für Degrowth, Postwachstum oder Entwachstum einzusetzen sucht, sollte zu sagen verstehen, gegen was genau sich seine Bedenken richten. Dennoch mag meine Frage nach dem *Wesen* des Wirtschaftswachstums auf den ersten Blick überraschen. Zu sehr sind wir an den Gebrauch dieses Begriffes gewöhnt, als dass er uns tatsächlich noch als *fragwürdig* erschiene. Zu häufig wird in Politik und Medien *mit* diesem Begriff, zu selten aber über ihn argumentiert. Zwar wird Wirtschaftswachstum als Rechtfertigung für die permanente Umwälzung und Neustrukturierung unterschiedlichster Wirtschafts- und Lebensbereiche verwendet. Doch was sich hinter ihm selbst verbirgt, bleibt auf merkwürdige Weise im Dunkeln. Was also *ist* Wirtschaftswachstum? Zunächst lässt sich feststellen, wie jung der Begriff ist. Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm verzeichnet ihn bis zu seinem Abschluss im Jahr 1961 nicht. Bis vor kurzem galt also jenes Merkmal, das uns heute als zentral für die Beurteilung wirtschaftlichen und auch politischen Erfolgs gilt, weder als erwähnenswert noch als erklärungsbedürftig. Zwar kennt das Grimm’sche Wörterbuch den Begriff „Wachsthum“ ebenso wie einen „raschen, unaufhaltsamen Fortschritt“ *(progressus)*, doch stehen diese in keiner Verbindung zu wirtschaftlichen Fragen (vgl. Grimm 1961, 27, Sp. 148-154). Tatsächlich wird der Begriff des Wirtschaftswachstums

wesentlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt – und zwar im Rahmen der ökonomischen Theorie. Dabei erhält er zugleich eine präzise Bedeutung: Er bezeichnet die Zunahme einer wirtschaftlichen Größe über die Zeit. Wirtschaftliches Wachstum wird dabei meist angegeben als prozentuale Veränderung im Zeitablauf im Sinn von monatlichen, vierteljährlichen oder jährlichen Wachstumsraten. Der Wachstumsbegriff wird im engeren Sinn auf gesamtwirtschaftliche Größen bezogen und interpretiert als dauerhafte (langfristige) Zunahme des realen Bruttoinlandsprodukts (BIP), das seinerseits in Geld gemessen wird (vgl. Duden 2016, 120, Stichwort Wirtschaftswachstum). Sprechen Ökonomen also von „Wirtschaftswachstum“, so drücken sie bloße Zahlenverhältnisse aus. Dabei setzen sie aber Wesentliches voraus: Damit sich von Wirtschaftswachstum in ihrem Sinne sprechen lässt, muss die Welt und alles, was sich von ihr aussagen lässt, *zuvor* auf die reine Zahl reduziert sein.

Gewiss mag nicht nur den Ökonomen, sondern auch uns selbst diese Denkweise so selbstverständlich sein, dass wir sie kaum je reflektieren. Von einem Wirtschaftswachstum von zwei, drei oder minus einem Prozent zu sprechen, ist uns zu nah, als dass wir uns darüber noch wundern könnten. Doch tatsächlich verbirgt sich dahinter ein erstaunlicher Prozess des Denkens: gleichsam eine heroische Form totaler Abstraktion. Auf diesen Prozess und seine Folgen für unser Handeln möchte ich in meinem Beitrag die Aufmerksamkeit lenken. Dabei kommt es mir weniger auf die Frage an, was genau sich alles in ökonomische Wachstumsformeln einbeziehen lässt. Vielmehr gehe ich der grundlegenden Fragestellung nach, wie und unter welchen Bedingungen gesellschaftliche Entwicklung ihren Ausdruck in reinen Zahlenwerten finden kann. Wie muss unser Denken hierfür gelenkt, worauf ausgerichtet sein? Um diese Frage zu beantworten, werde ich in den folgenden zwei Abschnitten zunächst einen allgemeineren Exkurs in die ökonomische Theoriegeschichte unternehmen und mich dabei auch dem ökonomischen Wachstumsdenken im Besonderen widmen. Wichtig ist mir dabei nicht so sehr eine umfassende Darstellung dieser Geschichte um ihrer selbst willen. Stattdessen ist mir daran gelegen, einen Freiraum des Denkens zu schaffen, in dem wir uns selbst über die Herkunft unserer eigenen, individuellen wie gesellschaftlichen wirtschaftlichen Denkweisen bewusst werden können. Weder allein um historische Fakten, noch um eine bloße Kritik geht es mir, sondern um die Befähigung, sich des ökonomischen Denkens aktiv zu bemächtigen. Dafür, so scheint es mir, müssen wir zunächst in den geschichtlichen Entstehungsprozess von Denkmustern wie das des Wirtschaftswachstums eintauchen und sie in ihrer Genese umfassend zu verstehen suchen. Erst auf dieser Grundlage können wir hoffen, die Zukunft aktiv gestalten und verändern zu können.

2 Die qualitative Entleerung des Denkens: Ökonomie als unreflektierte Erfahrungswissenschaft

Zunächst wende ich mich Alfred Sohn- Rethel (1899-1990) zu. Der Nationalökonom und Sozialphilosoph macht in seinem Werk deutlich, wie der ökonomische Wertbegriff, der alles in Geld auszudrücken versucht, eine *Realabstraktion* darstellt. Mit diesem Begriff bezeichnet Sohn-Rethel einen Denkprozess, der seinen Ursprung im konkreten wirtschaftlichen Handeln nimmt, sodann aber von immer mehr qualitativen Eigenschaften der Dinge und des Lebens absehen lehrt. Ich zitiere Sohn-Rethel etwas ausführlicher, um diesem Gedanken genauer auf die Spur zu kommen:

> „Das Wesen der Warenabstraktion aber ist, daß sie nicht denkerzeugt ist, ihren Ursprung nicht im Denken der Menschen hat, sondern in ihrem Tun. Und dennoch gibt das ihrem Begriff keine bloße metaphorische Bedeutung. Sie ist Abstraktion im scharfen wörtlichen Sinne. Der ökonomische Wertbegriff, der aus ihr resultiert, ist gekennzeichnet durch vollkommene Qualitätslosigkeit und rein quantitative Differenzierbarkeit und durch Anwendbarkeit auf jedwede Art von Waren und von Dienstleistungen, welche auf einem Markt auftreten mögen. Mit diesen Eigenschaften hat die ökonomische Wertabstraktion in der Tat frappante äußere Ähnlichkeit mit tragenden Kategorien der quantifizierenden Naturerkenntnis (…). Während die Begriffe der Naturerkenntnis Denkabstraktionen sind, ist der ökonomische Wertbegriff eine Realabstraktion. Er existiert zwar nirgends anders als im menschlichen Denken, er entspringt aber nicht aus dem Denken. Er ist unmittelbar gesellschaftlicher Natur, hat seinen Ursprung in der raumzeitlichen Sphäre zwischenmenschlichen Verkehrs. Nicht die Personen erzeugen diese Abstraktion, sondern ihre Handlungen tun das, ihre Handlungen miteinander.“ (Sohn-Rethel 1970, 41f.)

Auch wenn Sohn-Rethel eher als marxistischer Denker gilt, so findet sich in dieser Textpassage wenig, das der neoklassischen Theorie des 19. Jahrhunderts, dem methodischen Fundament des heutigen ökonomischen Mainstreams, fremd wäre. Auch diese Theorie setzt die alltägliche wirtschaftliche Erfahrung, alles und jedes auf Märkten zu tauschen und dabei in Geld zu bemessen, als gegeben voraus. Als Beispiel sei hier das Werk des französischen Ökonomen Léon Walras (1834–1910), *Eléments d’économie politique pure*, aufgeführt. Auch diesem liegt die Idee zugrunde, der Wert der Dinge bestimme sich durch Verkäufe und Käufe auf Märkten (vgl. Walras 1954, 67f.). Jedes Denken, das wie selbstverständlich allen Dingen und Prozessen Zahlenwerte zuordnet, basiert auf unserem alltäglichen wirtschaftlichen Tun, unserem tatsächlichen Handeln auf Märkten, unserem Rechnen in Geld (und damit in Preisen) (vgl. ebenda, 68).

Walras zieht, ebenso wie andere Neoklassiker, daraus eine folgenschwere Konsequenz: Er lehnt es ab, im Grunde aller Tauschwerte lediglich alltägliche, praktische Gewohnheiten zu erkennen, denen wir Menschen zwar folgen *können*, nicht aber *müssen*. Stattdessen fordert er seine Leser dazu auf, den Tauschwert als *natürliches Phänomen* zu betrachten, das unabhängig von seiner ursprünglich sozialen Grundlage *universelle* Gültigkeit haben soll.

> "Thus any value in exchange, once established, partakes of the character of a natural phenomenon, natural in its origins, natural in its manifestations and natural in essence." (Ebenda, 69)

Auf diese Weise erklärt Walras die Preisbeziehungen der Wirtschaft zu einem unveränderlichen Gesetz, das wir den Naturgesetzen gleich als Ausgangspunkt *allen* weiteren Denkens und Handelns akzeptieren sollten:

> "This does not mean that we have no control over prices. Because gravity is a natural phenomenon and obeys natural laws, it does not follow that all we can do is to watch it operate. We can either resist it or give it free rein, whichever we please, but we cannot change its essence or its laws. It is said we cannot command nature except by obeying her. This also applies to value." (Ebenda)

Friedrich August Hayek (1899–1992), einer der wichtigsten Begründer des Neoliberalismus und Vertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie, hat treffend bemerkt, dass es sich hier nicht nur um eine einfache Beschreibung, sondern um einen normativen Anspruch handelt: Wir sollen glauben, es sei die „Funktion der Preise (…) den Menschen zu sagen, was sie tun *sollen*" (zitiert in Brodbeck 2009, 47, meine Hervorhebung). Nicht nur sollen wir die rein geldförmigen Signale des Marktes als „natürliche Phänomene" anerkennen, sondern auch als Befehle interpretieren, „die dem Einzelnen sagen, was er tun muss, um sich in diese Ordnung einzufügen". (ebenda)

Hayek weiß, ebenso wie andere namhafte Vertreter der österreichischen Schule, dass er an dieser Stelle eine äußerst eigentümliche Form von „Gesetzen" postuliert. Denn streng genommen soll das Diktat der Preise seine Wirkung nicht außerhalb von uns Menschen, sondern *durch uns hindurch* entfalten. Wir sollen die allgemeine Gewohnheit marktförmiger Gesellschaften, alles und jedes in Geld auszudrücken, unumstößlich zur *Grundlage* sämtlichen Denkens, Fühlens und Wollens machen, ohne diese Basis je infrage zu stellen. In unmissverständlicher Klarheit formuliert Hayek:

> „Der Geist bringt nicht so sehr Regeln hervor, sondern besteht vielmehr aus Regeln des Handelns, d.h. aus einem Komplex von Regeln, die er nicht gemacht hat." (Hayek 1980, 34)

Anders gesagt, will Hayek uns davon überzeugen, „dass wir so viel Erfahrung nutzen können, nicht, weil wir diese Erfahrung besitzen, sondern weil sie, ohne daß wir dies wissen, in den Denkschemata, die uns leiten, verkörpert ist" (ebenda, 49).

Mindestens ebenso prägnant formuliert den Sachverhalt Friedrich Freiherr von Wieser, Mitbegründer der österreichischen Schule. Auch er meint, die ökonomischen Gesetze vollzögen sich in jedem Menschen

> „mit dem Gefühle der Notwendigkeit, und dieses Zeugnis darf nicht unterschlagen werden. (…) Wir erhalten diese Kenntnis, (…) ohne in die psychologischen und physiologischen Unterlagen des Gesetzes eindringen zu müssen, in die wir nicht eindringen wollen; wir wollen immer nur auf der Oberfläche des Bewußtseins bleiben, gehen niemals in seine entlegeneren Tiefen und am allerwenigsten unter seine Schwelle." (Wieser 1929, 29)

Unterhalb der Schwelle des (aktiven) Bewusstseins lässt uns Wieser einen „Schatz der gemeinen wirtschaftlichen Erfahrung“ vermuten, in dem bereits „alle wichtigen Tatsachen der Wirtschaft aufgesammelt“ sein sollen (ebenda, 17). Die Realabstraktion Sohn-Rethels, also die beständige Reduktion aller Qualitäten auf einen geld- und damit zahlenförmigen Ausdruck in unseren alltäglichen Tauschakten, wird bei Wieser zu „gewissen Akten im Bewusstsein“, die mit dem „Gefühle der Notwendigkeit vollzogen werden“. Sie soll eine „Stimme des Gesetzes“ darstellen, die „jeder in sich selbst […] deutlich vernimmt“ – auch und gerade jeder Wissenschaftler (ebenda). So sieht es auch Hayek:

> “In the social sciences it is the elements of complex phenomena which are known to us beyond the possibility of dispute”. (Hayek 1979, 66)

Unsere sozialen Interaktionen im Sinne des beständigen Austausches von Waren und Dienstleistungen auf der Basis von Geld sollen uns bedingungslos zur zweiten Natur werden. Wieser meint:

> „Auf die Frage nach dem letzten Warum, auf die Frage, wie es kommt, daß ich denke und nach gewissen Regeln denke, werde ich mir im letzten Grunde mit Lichtenberg antworten müssen: ‚es denkt‘. Das Bewußtsein arbeitet unbewußt und kann sich keine Rechenschaft darüber geben, warum die Tatsachen in ihm hervortreten und verschwinden, es gibt noch ein Etwas unter der Schwelle seines Bewußtseins, wovon dieses abhängig ist, das wir nicht beherrschen und das unserem Sinn so fremd ist wie die äußere Natur.“ (Wieser 1929, 18)

Noch deutlicher gesagt, soll eine *einzige* Form sozialer Gewohnheit in absoluter und unveränderlicher Form in alle Menschen eingeschrieben sein. Ebenso wie es nicht mehrere Fallgesetze gibt, so sollen im menschlichen Erfahrungsschatz keine vielfältigen Sphären zwischenmenschlicher Begegnung aufgesammelt sein können; gesetzmäßig soll dieser nur jenen der geldförmigen Wirtschaft umfassen. Eine Vielfalt von Handlungsformen, die unser Bewusstsein prägen, soll es nicht geben; sie wird kategorisch ausgeschlossen. Zwar erkennen Autoren wie Hayek und von Wieser, dass unser Denken dem existenziellen Grund lebendiger Erfahrung entspringt; doch in diesen Grund soll es selbst nicht vordringen können. Unser aktives Bewusstsein soll erst einsetzen, nachdem es blindlings einen ganz konkreten Erfahrungsbereich, eben jenen der geldförmigen Wirtschaft, als sein ausschließliches Fundament akzeptiert hat.

Was bedeutet dies konkret für das ökonomische Wachstumsdenken? Wie gesagt, messen Ökonomen wie Politiker Wachstum heutzutage fraglos in Werten des Bruttoinlandsproduktes. Ohne zu zögern, bezeichnen sie damit den Gesamtwert aller Güter, d.h. Waren und Dienstleistungen, die binnen eines Jahres innerhalb einer Landesgrenze hergestellt und marktförmig bewertet, also mit Preisen versehen werden. Selbstverständlich mögen sie immer wieder darüber streiten, wie genau zu messen ist. Aber über den rein quantitativen Maßstab – ausgedrückt in Geldeinheiten – sind sie sich ebenso einig wie über dessen (unbedachte) Voraussetzung: die Realabstraktion der raumzeitlichen Sphäre zwischen-menschlichen Verkehrs im Sinne Sohn-Rethels. Auf diese Weise vermag das ökonomische Denken tatsächlich auf unbewusster Grundlage zu arbeiten, wie

Hayek und von Wieser vermuteten. Wenn wir von Wirtschaftswachstum im ökonomischen Sinne reden und im BIP ausdrücken, dann haben wir uns bereits dafür entschieden, alles auf handelbare Quantitäten zu reduzieren und diese wie der Kaufmann vollkommen selbstverständlich in Marktpreisen zu bewerten. Wie und warum sich diese Marktpreise durch unsere konkreten wirtschaftlichen Handlungsvollzüge bilden, bleibt unterhalb der Wahrnehmungsschwelle verborgen. In der Folge bleiben auch die eigentlichen Quellen des Wachstums unsichtbar: Messen die Ökonomen ein höheres BIP, setzt dies Änderungen in der raumzeitlichen Sphäre des zwischenmenschlichen Verkehrs voraus, ohne sie umgekehrt erklären zu können. Fest steht einzig und allein, dass Wachstum unerbittlich ein *Mehr* an geldförmig Bewertetem vorauszusetzen scheint.

3 Die Funktionalisierung des Denkens: Ökonomie als reine Wissenschaft

Doch die ökonomische Theorie, wie sie gegenwärtig die Wirtschaftswissenschaft dominiert, bleibt an diesem Punkt der Abstraktion nicht stehen. Eher vollzieht sie, auch und gerade in der Wachstumstheorie, nochmals eine Wende von der Realabstraktion hin zur reinen Denkabstraktion; jene Wende also, die Sohn-Rethel in obigem Zitat eigentlich für die moderne Naturerkenntnis reserviert hatte. Um diesen wichtigen Punkt genauer zu erläutern, kehre ich nochmals zu Léon Walras zurück. Der französische Ökonom beharrt nicht nur darauf, dass die Preise ein „natürliches Phänomen" darstellen, sondern betont zugleich auch deren „mathematischen Charakter":

> "Wheat is worth 24 francs a hectolitre. We observe now, that this phenomenon is mathematical in character as well." (Walras 1954, 69f)

Aus dieser Einsicht wiederum zieht er, wobei ihm auch hier wieder die neoklassische Theorie insgesamt gefolgt ist, eine folgenschwere Konsequenz:

> "The theory of value in exchange is really a branch of mathematics which mathematicians have hitherto neglected." (ebenda, 70)

Das ökonomische Denken soll nicht nur ein *praktisch* rechnendes sein wie das des Kaufmanns; es soll darüber hinaus so formal abstrakt werden, dass es mathematisch im reinen Sinne genannt werden kann. Walras fordert eine „reine Theorie der Ökonomie, die den physikalisch-mathematischen *Wissenschaften in jedem* Aspekt gleicht" (ebenda, 71)[1]. Hierfür soll sich das ökonomische Denken an einer mathematischen Methode orientieren, die *vollkommen* rational ist, d.h. nicht mehr der menschlichen Erfahrung entspringt, sondern sich von dieser vollständig zu distanzieren sucht.

1 Meine Hervorhebung. Alle Übersetzungen aus dem Englischen stammen in diesem Artikel von mir.

Es ist nicht leicht, diese Forderung im Denken bewusst nachzuvollziehen. Walras macht allerdings die dahinterstehende Denkanweisung unmissverständlich deutlich:

Zunächst fokussiere sich unsere Aufmerksamkeit allein auf die alltägliche Erfahrungswelt der geldförmigen Tauschwirtschaft, um daraus durch Realabstraktion alle wesentlichen Konzepte der ökonomischen Theorie – Preis, Angebot, Nachfrage, Gut etc. – zu gewinnen. Doch der Prozess abstrahierenden Denkens soll an dieser Stelle nicht enden. Sobald die Ökonomie diese Konzepte – Walras nennt sie treffend *real-type concepts* – aus der wirtschaftlichen Erfahrungswelt gewonnen hat, fordert sie dazu auf, nochmals einen Bruch mit *aller* und damit auch der allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrung zu vollziehen. Wir sollen in unserem Denken die *real-type concepts* durch *ideal-type concepts* ersetzen, wobei sich Letztere aus der Mathematik definieren:

> "This much is certain, however, that the physico-mathematical sciences, like the mathematical sciences, in the narrow sense, do go beyond experience as soon as they have drawn their type concepts from it. From real-type concepts, these sciences abstract ideal-type concepts which they define, and then on the basis of these definitions they construct a priori the whole framework of their theories and proofs. After that they go back to experience not to confirm but to apply their conclusions.(…) Following these same procedures, the pure theory of economics ought to take over from experience certain type concepts, like those of exchange, supply, demand, market, capital, income, productive services and products. From these real-type concepts the pure science of economics should then abstract and define ideal-type concepts in terms of which it carries on its reasoning. The return to reality should not take place until the science is completed and then only with a view to practical applications." (ebenda)

Die ökonomische Theorie fordert uns also dazu auf, sich in eine Welt apriorischen, d.h., *erfahrungsunabhängigen* Denkens zu begeben. Konkret meint dies, alles in der Welt nur noch als bloße Quantität ohne jeglichen inhaltlichen Erfahrungsbezug zu erfassen. Nicht mehr auf zwischenmenschliche Interaktionen kommt es an, selbst nicht auf rein kaufmännische, ja noch nicht einmal mehr auf den bloßen Geldverkehr. Vielmehr soll in uns ein vollkommen neues, abstraktes *Bild* der Wirtschaft entstehen, das *nur* noch auf reinen Zahlen gründet. Hierfür muss jeglicher Inhalt zur reinen Variablen und somit vollkommen qualitätslos werden. Da aber nichts in der Welt reine Zahl *ist*, müssen wir es im Denken mithilfe unserer Vorstellungskraft zu dieser *machen*. So müssen wir von allem abstrahieren, was sich nicht rein abzählen und auf einem Zahlenstrahl anordnen lässt. Zwei Bananen sind weniger als drei Bananen; dieses Verhältnis lässt sich mathematisch klar ausdrücken ($x_1 < x_2$), aber damit soll eben auch schon *alles* über die Welt der Bananen (und den Handel damit) gesagt sein. Zugleich lässt sich die Aussage des bloßen Mehr oder Weniger auch über alles andere treffen. Was eine Banane wirklich *ist*, was ihren Unterschied etwa zu einer Arbeitsstunde oder einem Auto tatsächlich ausmacht, darüber sagt die Welt der reinen Mathematik nichts aus. Was sie neben der Eigenschaft, reine Zahl zu sein, noch sein mag, muss uns vollkommen gleichgültig werden. Gewiss gilt:

> „Keine Größe, kein Inhalt ist Variable, Nicht-Größe, reines Quantum; doch indem ein bestimmter, und zwar jeder beliebige Inhalt zur Bedeutung einer Variablen genommen werden kann oder umgekehrt die Variable ihm zur Form gemacht, wird die gesamte Welt der Inhalte funktional denkbar und in Funktionen berechenbar." (Bockelmann 2012, 350)

Gleich, was der Ökonom an die Achsen seiner Diagramme schreibt oder als Variable ausdrückt, ob Bananen, Aktien oder Schulstunden: Stets muss er sie unabhängig von jeglicher alltäglichen Bedeutung als reine Quantität *ohne* qualitative Bestimmung ansehen. Dies gilt auch für das Geld. Selbstverständlich offenbart sich hier ein tiefer Widersinn: Der Ökonom möchte Aussagen über die Welt treffen, aber sofern er dies rein rechnend tut, muss er sie zugleich aller erfahrungsbezogenen Bestimmung entledigen.

Sobald also die Welt, ausgedrückt als bloßes BIP, Eingang in Wachstumsformeln findet, muss sie auf reine Zahlen reduziert sein. Nichts kann mehr auf eine inhaltlich bestimmte Realität verweisen, weil sich sonst nicht auf funktionale Weise rechnen ließe, wie es diese Formeln erfordern. Erkenntnistheoretisch gesprochen muss das ökonomische Denken also einen Bruch mit jeder menschlichen Erfahrungswelt vollziehen. Die Idee des Wachstums wird damit zugleich inhaltsleer und formal eindeutig bestimmbar, wobei beide Seiten unauflöslich miteinander zusammenhängen. „Wachstum" stellt, grafisch ausgedrückt, nichts anderes als die reine Bewegung einer Kurve nach oben dar. Auf diese Weise lässt uns die ökonomische Wachstumstheorie in einen hoch abstrakten akademischen Elfenbeinturm entfliehen. Zwar dienen die Realabstraktionen der Wirtschaft, Walras' *real -type concepts*, gleichsam als Eingangstor zu diesem Turm, aber auch sie müssen wir zurücklassen.

Im gleichen Zuge, in dem alles in der Welt zur bloßen Variable wird, wandelt sich auch der Charakter der „Gesetze". Denn um völlig qualitätslose Variablen zueinander in Beziehung zu setzen, können wir diese Gesetze nicht mehr in der Erfahrungswelt verankern, wie es Hayek und von Wieser vorschlugen, noch nicht einmal auf unbewusste Weise. Wir müssen sie vielmehr einem Bereich außerhalb der wirtschaftlichen Handlungswelt, ja jeglicher realen Sphäre überhaupt entlehnen: den Funktionen der Mathematik. Der italienische Ökonom Vilfredo Pareto (1848–1923) macht explizit deutlich, wie sehr sich die neoklassische Theorie auf die Gleichungen der reinen Mechanik stützt, die wiederum der reinen Mathematik entstammen:

> "Let us go back to the equations which determine equilibrium. ... 'These equations do not seem new to me. I know them well, they are old friends. They are the equations of rational mechanics.' That is why pure economics is a sort of mechanics or akin to mechanics ... mechanics can be studied leaving aside the concept of forces. In reality this does not all matter much. If there is anyone who does not care to have mechanics mentioned, very well, let us disregard the similarity and let us talk directly about our equations." (Pareto zitiert in Mirowski 1989, 222)

Auch wenn darüber selbst unter Ökonomen immer wieder Verwirrung herrscht: Niemand hat die mathematischen Gleichungen der ökonomischen Theorie je *beobachtet*, auch nicht in der Wirtschaft. Vielmehr liegen sie aller Erkenntnis über

die Wirtschaft voraus. Ein Beispiel: Das Institut für Wirtschaftsforschung (ifo) beschreibt den Beitrag der Bildung zum Wirtschaftswachstum mit folgender Formel (Wößmann/Piopiunik 2009, 30):

$$\Delta^t = \text{Wachstumskoeffizient} * \Delta\text{PISA} * \frac{1}{\text{Erwerbslebensdauer}} * \frac{t-2010}{10} + \Delta^{t-1}$$

In dieser Formel ist „Bildung“ auf ein rein zahlenförmiges „ΔPISA“ reduziert. Als bloße Variable gedacht, fügt sie sich in die Gesetzmäßigkeit einer mathematischen Gleichung ein, ohne diese umgekehrt verändern zu können. Sie verhält sich, so scheint es, nach einem funktionalen Gesetz, das sich lediglich *an* ihr vollzieht.

Folgen wir dem ökonomischen Denken in das Reich der reinen Theorie, so muss uns alles so erscheinen, als folge es einem Gesetz (im Sinne der mathematischen Funktion), das systematisch außerhalb seiner selbst liegt. Vor diesem Hintergrund erhält „Wachstum“ eine vollkommen neue Bedeutung: Es bezeichnet den beständigen und determinierbaren Übergang von einem inhaltslosen Zustand zum nächsten; die Bewegung hin zu einem reinen Mehr, das über keinerlei Qualität mehr verfügt. Als solches lässt es sich noch nicht einmal mehr auf einen konkret fassbaren, auf die wirtschaftliche Erfahrung bezogenen „Reichtum der Nationen“ beziehen. Nichts vermag „Wachstum“ mehr über die Zukunft auszusagen, als dass sie eben *anders* sein soll. Die bloße Veränderung wird zum alleinigen Wert.

4 Die Bedeutung rein wissenschaftlichen Denkens in der menschlichen Erfahrungswelt

Seit den Wirtschafts-, Finanz-, Währungs- und Schuldenkrisen der letzten Jahre wird der Wirtschaftswissenschaft zunehmend vorgeworfen, weltfremd zu sein. In meinen bisherigen Ausführungen habe ich versucht anzudeuten, wie total dieser Vorwurf zutrifft. Wichtig ist dabei aber zu bemerken, dass zumindest die frühen Neoklassiker diese Weltfremdheit keinesfalls als zufällig oder als eine Art Betriebsunfall ansahen. Im Gegenteil war für sie der Bruch mit aller menschlichen Erfahrung, auch der wirtschaftlichen, unabdingbare Voraussetzung, um eine wahre Wissenschaft nach dem Vorbild der reinen Mechanik und Mathematik zu begründen. Das Diktum von Léon Walras – *to go beyond experience* – kann somit als bewusst gewähltes Motto gelten. Umso erstaunlicher ist, wie sehr diese erkenntnistheoretischen Wurzeln heutzutage in Vergessenheit geraten sind. Die Ökonomen der Gegenwart sind sich zwar überwiegend einig, die Sprache der Mathematik sprechen zu müssen. Aber über die Gründe und Folgen dieser Überzeugung wissen sie erstaunlich wenig. Stattdessen ist ihnen die reine Denkabstraktion zur allgemeinen, gewohnheitsmäßigen Denkart geworden, zur „Stimme des Gesetzes“, die aus ihrem Inneren vor aller konkreten Erfahrung und vor jeglicher wissenschaftlichen Überlegung spricht. Gerade das ökonomische Wachstumsdenken führt uns in die Versuchung, es ihnen gleichzutun.

Nun wäre es naiv zu glauben, die hochabstrakte Denkart der Ökonomie könne aufgrund ihrer totalen Weltfremdheit keine Folgen für die Wirklichkeit haben. Die ökonomischen Krisen der Gegenwart lassen eher das Gegenteil vermuten. Im Jahre 2012 kleidete der damalige Chefvolkswirt der Deutschen Bank, Thomas Meyer, den Sachverhalt in folgende Metapher (Meyer 2012):

Die Finanzwelt funktioniere wie ein Flugzeug, dessen Piloten allein gelernt hätten, auf ein Programm, auf ein künstliches Modell der Realität zu vertrauen, ohne auch nur annähernd über die Fähigkeit zu verfügen, den realen Berg zu erkennen, auf den ihr Flugzeug zurase, dessen Ausmaße ihr Autopilot aber nicht anzeige. Abhängig allein von hochgradig abstrakten Finanzmarktmodellen und unfähig, diese an der Wirklichkeit zu überprüfen, seien, so Meyer, selbst die fähigsten Banker eben nicht sehenden, sondern blinden Auges in die Katastrophe gesteuert; eine Katastrophe, die ihre Blindheit zuallererst selbst verursachte.

Vorstellungen über Wirklichkeit, so deutet sich hier an, können noch so abstrakt und weltfremd sein. Sobald sie zu handlungsleitenden Vorstellungen werden, zeitigen sie reale Konsequenzen.

Bei Walras wird das dazugehörige wissenschaftliche Programm deutlich. Meint der französische Wirtschaftswissenschaftler doch, das ökonomische Denken müsse nach seinem Sprung in die rein abstrakte Formelwelt so lange in dieser Welt verbleiben, bis diese Theorie *vollständig* entwickelt sei. Ein Abgleich mit der Realität, eine Korrektur wissenschaftlicher Erkenntnisse durch Bezüge zur Erfahrungswelt soll es im Zuge der Theoriebildung nicht geben. Doch damit nicht genug: Walras fordert, selbst fertige Theorien nicht an der Wirklichkeit zu überprüfen, sondern die Erkenntnisse, die sich daraus ziehen lassen, lediglich auf die Welt anzuwenden. „*Not to confirm but to apply their conclusions*“, lautet seine Formulierung (Walras 1954, 71). Abstrakt wissenschaftliche Erkenntnisse sollen also noch nicht einmal experimentell überprüft, sondern unmittelbar als handlungsleitende Ideen in die Wirklichkeit eingetragen werden.

Gewiss scheint dies auf den ersten Blick eine gewagte These zu sein. Kann es tatsächlich ein ökonomisches Denken geben, das seine „Gesetzmäßigkeiten“ weder aus der wirtschaftlichen Erfahrung bezieht, noch sich an Letzterer überprüfen lässt? Im Folgenden möchte ich, in aller hier gebotenen Kürze, skizzieren, dass auch und gerade der Neoliberalismus nicht nur die Möglichkeit einer solchen Theorie gesehen und ergriffen hat, sondern auch deren potenzielle Wirkung im Hinblick auf die Beeinflussung der Öffentlichen Meinung erkannt hat: Ökonomie als Wissenschaft lässt sich dafür nutzen, abstrakte Vorstellungsbilder von Wirklichkeit in den Köpfen *von* Menschen zu verankern, die sodann handlungsleitend wirksam werden, ohne selbst noch real überprüfbar zu sein. Sehen wir genauer hin.

Hayek stellt zunächst allgemein fest:

> „Die Macht abstrakter Ideen beruht in hohem Maße auf eben der Tatsache, daß sie nicht bewußt als Theorien aufgefaßt, sondern von den meisten Menschen als

> unmittelbar einleuchtende Wahrheiten angesehen werden, die als stillschweigend angenommene Voraussetzungen fungieren.“ (Hayek 1980, 100)

Uns sollen ökonomische Theorien als wahr gelten, ohne dass wir die Richtigkeit ihrer Geltung überprüfen könnten. So verstanden, erlangt wissenschaftliche ‚Wahrheit‘ im Rahmen eines Machtsystems an Bedeutung: Wessen Theorie anderen unreflektiert als Wahrheit gilt, kann, so macht Hayeks Zitat deutlich, die Welt regieren.

Walter Lippmann, zeitweise ein Weggefährte von Hayek, baut diese Grundidee bereits in seinem Werk *Public Opinion* aus (Lippmann 1922). Er sagt zunächst: „Wir sind alle Sklaven der Bilder in unseren Köpfen.“ Sodann schreibt er, es gehe um

> „das Einfügen einer Scheinwelt [*pseudo-environment*] zwischen Mensch und seiner Umwelt. Zu dieser Scheinwelt ist sein Verhalten eine Reaktion. Aber weil es ein Verhalten darstellt, vollziehen sich seine Konsequenzen, wenn sie Akte darstellen, nicht in der Scheinwelt, in der sein Verhalten stimuliert wird, sondern in der realen Umwelt, in die seine Tätigkeiten eintreten.“ (ebenda, 15)

Der Mensch soll nicht inmitten seines Alltags bewusst leben und aus diesem Engagement seine Wahrnehmung formen. Vielmehr sollen vorgegebene Vorstellungsbilder ihn von dieser Welt *trennen*. Das Markenzeichen des Stereotyps, wie Lippmann diese Bilder auch nennt, ist,

> „dass es dem Gebrauch des Verstandes vorausgeht; es ist eine Form der Wahrnehmung und zwingt den Sinneseindrücken einen bestimmten Charakter auf, bevor diese Eindrücke den reflektierenden Verstand erreichen“. (ebenda, 70)

Auf diese Weise errichtet es eine kognitive Barriere zwischen Mensch und Welt.

> „Der reale Raum, die reale Zeit, reale Zahlen, reale Beziehungen, reale Gewichte gehen verloren. Die Perspektiven und die Hintergründe und die Dimensionen der Handlung werden abgeschnitten und eingefroren im Stereotyp“. (ebenda, 110)

Alle Entscheidungen werden gleichsam automatisch nur noch auf der Basis einer vorgegebenen Weltanschauung getroffen. „Mentale Gewohnheiten“, schreibt Edward Bernays, der große Erfinder und Entdecker der Propaganda und der Public Relations Anfang des letzten Jahrhunderts, „sollen in der gleichen Weise Stereotype hervorbringen, wie physische Gewohnheiten reflexartige Handlungen stimulieren“ (Bernays 1961, 162). Dieser Auffassung nach kann der Mensch auf der Basis je schon vorgegebener Bewusstseinsinhalte auf seine Umwelt allein reagieren. Etwas philosophischer formuliert, ist er auf ein bloßes Bewusstsein-von reduziert: Er soll die Welt allein aufgrund eingefahrener Denkgewohnheiten wahrnehmen, nicht aber dieser Gewohnheiten als seiner eigenen gewahr werden können. Die einfache Tatsache, dass wir als freie Menschen immer auch über die Fähigkeit verfügen, uns über die eigenen Bewusstseinsinhalte aufzuklären und sie in der Folge zu verändern, wird somit übergangen bzw. ausgeschlossen. Der Mensch mag frei sein, alles in der Welt zu wählen. Aber er soll nicht entscheiden können, auf welcher Grundlage er dies tut.

In den Augen Hayeks und Lippmanns ist es gerade Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft, die Wahrnehmungsfähigkeit von Menschen auf wenige Abstraktionen einzuschränken, die „nicht ein Produkt des Geistes (sind), sondern eher, was den Geist ausmacht“ (Hayek 1949, 48). Sie kann für ein *blindes* Vertrauen in und einen *absoluten* Gehorsam gegenüber einer bestimmten Form der Weltanschauung sorgen – und zwar „nicht durch bewusste Wahl oder absichtliche Selektion, sondern mittels eines Mechanismus, über den wir nicht bewusst Kontrolle ausüben“ (ebenda, 49). Ihre eigentliche Aufgabe lautet damit, die Wirtschaft nicht als reales Phänomen zu erforschen, sondern eine bestimmte Art und Weise des Denkens im Sinne des Lippmanschen Stereotyps in den Köpfen der Menschen zu etablieren. Sie soll abstrakte und weltfremde Modelle *über* die Wirtschaft zwischen den normalen Menschen und seine realen Lebensumstände sowie zwischen Politiker und ihre tatsächlichen Verantwortungsbereiche schieben; eine Aufgabe, der sich gerade die neoliberalen Think Tanks explizit widmen, so etwa das von Hayek mitgegründete *Institute of Economic Affairs* (vgl. Blundell 2015).

Bereits in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zählte Lippmann die Idee des „Fortschritts“ zu den wichtigsten Stereotypen unseres modernen Lebens, speziell in den Vereinigen Staaten:

> “An American will endure almost any insult except the charge that he is not progressive. (…) That constitutes a fundamental stereotype through which he views the world: the country village will become a great metropolis, the modest building a skyscraper, what is small shall be big, what is slow shall be fast, what is poor shall be rich, what is few shall be many; whatever is shall be more so.” (Lippmann 1922, 78)

„Fortschritt“, verstanden als Stereotyp, soll laut Lippmann nicht nur unsere normativen Vorstellungen, sondern grundlegender auch die Wahrnehmung von Fakten prägen:

> “And yet, this pattern (progress as stereotype, S.G.) is a very partial and inadequate way of representing the world. The habit of thinking about progress as ‘development’ has meant that many aspects of the environment were simply neglected. With the stereotype of ‘progress’ before their eyes, Americans have in the mass seen little that does not accord with this progress.” (Ebenda, 79)

Das kontinuierliche Anwachsen von Slums, Landflucht, ungebremste Immigration, Naturzerstörung und das blanke Hineinstolpern in den Ersten Weltkrieg – solche bedrohlichen Phänomene machten das Stereotyp des „Fortschritts“ vergessen (vgl. ebenda). Als „blinde Flecke“ bleiben sie unterhalb der Wahrnehmungsschwelle, wenngleich sie real erlitten werden.

Auch wenn Lippmann in den 1920er Jahren die Idee des reinen Wirtschaftswachstums, verstanden als bloße Formel, noch nicht kennt, ist ihm bereits bewusst, wie gut sich mathematische und statistische Modelle dafür eignen, Politiker von *jeglicher* konkreten Wirklichkeit eines Entscheidungsgebietes zu distanzieren, so dass sie sich auf rein abstrakte Vorstellungsbilder von dieser Wirklichkeit verlassen müssen, ohne deren eigentliche Quelle zu kennen oder überprüfen zu können. Für den Kreis der Wissenschaftler, der diese Bilder durch

seine Formelwelten zu prägen verstehen, ergibt sich laut Lippmann potenziell ein ungeheurer Machtzuwachs:

> „Anstatt die Fakten zu generalisieren, die ihm die Praktiker überlassen, schafft er diese Fakten für die Praktiker. Dies stellt einen bedeutenden Wandel in seiner strategischen Position dar. Er steht nicht einfach mehr außen vor, allein das Wissen der geschäftigen und wichtigen Leute wiederkäuend, sondern nimmt nun seinen Platz vor der Entscheidung, nicht mehr danach ein." (ebenda, 249)

Und so lässt sich bereits vor knapp hundert Jahren die Machtfülle erkennen, welche das ökonomische Wirtschaftswachstum über die Sphäre der Politik erlangen kann: Sobald es als Stereotyp begriffen wird, kann es aufgrund seiner vollkommenen Abstraktheit dazu verleiten, jegliche konkrete Wahrnehmung des wirtschaftlichen Alltags in all seiner Vielfältigkeit und Problematik zu unterdrücken und stattdessen ein einfaches Denkmuster als handlungsleitend zu akzeptieren: die Idee der reinen Veränderung als zugleich unabänderliche und erstrebenswerte Vorstellung.

Joseph Schumpeter (1883–1950) etwa hat noch bewusst darauf verwiesen, dass Entwicklung immer auch Zerstörung bedeutet (vgl. Schumpeter 1942). Alte Strukturen müssen beständig vernichtet werden, um auf ihren Trümmern neue errichten zu können. Dies gilt nicht nur im materiellen, sondern auch im sozialen Sinne: Erst die beständige *Entwurzelung* von Kultur und Tradition führt zu Veränderung. Doch wer allein noch auf reine Charts und Statistiken blickt, dem entgleiten die realen Folgen von Veränderungsprozessen vollständig. Es gilt hier, was Lippmann über Stereotype im Allgemeinen schreibt: Sie errichten eine unüberwindlich erscheinende Barriere zwischen menschlicher Wahrnehmung auf der einen und Fakten auf der anderen Seite und schaffen es, jede Art von Zweifel auszuschließen:

> „Das Kennzeichen des Stereotyps ist, dass es dem Gebrauch des Verstandes vorausgeht. (…) Das Stereotyp ist […] wie der Türsteher eines Maskenballs, der darüber entscheidet, ob der Gast angemessen verkleidet ist." (Lippmann 1922, 71)

5 Die Aufgaben der Bildung

Wenn es tatsächlich die Eigenschaft von Stereotypen ist, den „Sinnesdaten einen bestimmten Charakter aufzuzwingen, bevor sie unsere Intelligenz erreichen" (ebenda, 71), wie sollen wir dann dem Wirtschaftswachstum im Sinne eines solchen Stereotyps kritisch begegnen können? Wie soll Veränderung möglich sein? In den folgenden Absätzen werde ich argumentieren, dass es hierfür vor allem eines tief gehenden Wandels menschlicher Wahrnehmung bedarf. Dies aber bedeutet, wie es der US-amerikanische Soziologe Richard Sennett (*1943) ausdrückt, die Fähigkeit auszubilden, die eigene „ontologische Sicherheit" aufzugeben (vgl. Sennett 2004, 284).

Die Überzeugungen neoliberaler Denker wie Hayek und Lippmann beruhen, wie ich bereits grob skizziert habe, im Wesentlichen auf der Entdeckung jener Rolle, die das Unbewusste im menschlichen Denken und Handeln spielt. Starre Denkmuster

können uns gleichsam zur zweiten Natur werden und auf diese Weise beherrschen, ohne dass wir sie umgekehrt beeinflussen könnten. Hayek nun möchte, dass wir darin ein *Prinzip* erkennen: Er reduziert den menschlichen Geist auf kulturell geprägte „Umweltmodelle", die außerhalb seines schöpferischen Zugriffs liegen sollen:

> „Der Geist ist in eine traditionelle, unpersönliche Struktur eingebettet, und seine Fähigkeit, Erfahrungen zu ordnen, ist eine erworbene Wiederholung kultureller Muster, die jeder individuelle Geist als Gegebenheit vorfindet. Das Gehirn ist ein Organ, das uns befähigt, Kultur aufzunehmen, aber nicht, sie zu entwerfen." (Hayek 1981, 214)

Müssen wir diese Einschränkung unserer Kreativität, die wesentlich auf einem Mangel an Selbstreflexion beruht, akzeptieren? Sennett schlägt hier einen anderen Weg ein. Zunächst teilt er zwar mit dem britisch-ungarischen Philosophen Michael Polanyi die Ansicht, dass wir stets mehr wissen, als wir sagen können (vgl. Sennett 2004, 283; Polanyi 1966). Auch für Sennett ist unser Denken und Handeln von unbewussten Gewohnheiten geprägt, die uns Stabilität und Halt verschaffen und ohne die wir viele Aufgaben des Alltags kaum erledigen könnten. Gleichwohl aber wehrt er sich dagegen, in diesen Gewohnheiten ein Gesetz, eine Konstante der Evolution oder eine unveränderliche Natur zu entdecken. Vielmehr macht er darauf aufmerksam, dass wir unser implizites Wissen sehr wohl – auch wenn es gewiss einiger Übung bedarf – in ein explizites verwandeln und hierdurch verändern können. Mehr noch: Wir *können* unsere stillschweigenden Denkgewohnheiten nicht nur ändern, wir *müssen* es gelegentlich sogar. Denn Denkgewohnheiten können täuschen:

> „Stillschweigendes Wissen vermittelt uns also ein Weltbild, das wir für gesichert halten. Auf dieser Basis können wir effizient kommunizieren, uns auf bestimmte Aufgaben konzentrieren, anderen Menschen vertrauen und Selbstbewusstsein entwickeln. […] Wer aber glaubt, solch stillschweigendes Verständnis könne auf Dauer Bestand haben, der wiegt sich in einer falschen Sicherheit." (Sennett 2004, 285)

Wenn wir, wie Ökonomen und Politiker es heutzutage überwiegend tun, nur noch gebannt auf Charts und Statistiken blicken, so können wir keinerlei andere Wahrnehmungsorgane mehr ausbilden. Wie die Finanzkrise gezeigt hat, kann dies in eine totale Orientierungslosigkeit führen. Die Aussage Hayeks, das Denken könne (und solle) sich nicht auf seine eigenen Voraussetzungen richten, erweist sich damit als gefährlich. Denn sie nimmt uns die Chance, unsere Wahrnehmung tatsächlich zu wandeln und so eine Grundlage für neues Handeln zu schaffen.

Doch wie lässt sich Wahrnehmung verändern? Gewiss lassen sich Stereotype keineswegs so einfach ablegen wie ein alter Hut. Sennett würde wohl Hayek darin recht geben, dass diese uns oft eher besitzen, als dass wir sie besäßen. Sie zu ändern, stellt folglich keine rationale Wahl dar. Man kann sich nicht gegen eingefahrene Denkmuster entscheiden, wie man statt Schokolade Erdbeeren wählt. Doch ist daraus nicht der Schluss zu ziehen, sie ließen sich überhaupt nicht ändern. Vielmehr können wir ihre „Gesetzmäßigkeit" brechen, sobald wir uns *selbst* zu ändern suchen. Sennett spricht – vor dem Hintergrund der Philosophie John Deweys – davon, dass wir lernen müssen, „Verantwortung für den Zusammenbruch

des still-schweigenden Wissens“ zu übernehmen. Es geht darum, gleichsam in der Tiefe des eigenen Selbst

> „von einem Brauch oder einer Gewohnheit abzulassen, um bewusst etwas Neues und Schwieriges zu erproben, dies jedoch aktiv und nicht als ein Mensch, der sich der Außenwelt geschlagen gibt“ (Sennett 2004, 288).
>
> „Damit das möglich ist, muss tief im Einzelnen etwas geschehen. Der Gefangene muss selbst etwas verändern, statt verändert zu werden. Es reicht nicht, dass ihm von außen ein neuer Satz sozialer Praktiken vorgeschrieben wird“ (ebenda, 290).

Im Kern also geht es um die Freiheit, sich selbst zu gestalten. Nur so können wir lernen, das Wirtschaftswachstum als handlungs-leitendes Ideal loszulassen. Zu dieser Freiheit zu befähigen – hierin wiederum sehe ich die Aufgabe der Bildung. Selbst Hayek kennt, auch wenn er ihn nur in wenigen Schriften erwähnt, einen „*originären Denker*“, der den Voraussetzungsboden seiner eigenen Überlegungen und Meinungen zu reflektieren versteht, und damit jene kognitive Blindheit gegenüber den allgemeinen Denkgewohnheiten in seinem Inneren aufheben oder doch zumindest verringern kann (vgl. Hayek 1949). Dieser Denker versteht es, die geltenden Stereotype ins Licht des kritischen Urteils zu rücken und zu erkennen, dass sie keineswegs alternativlos sind. Ihn gilt es folglich zu kultivieren. Gerade die Bildung, so weiß eigentlich auch Lippmann, spielt dabei eine wesentliche Rolle. Denn sie kann Menschen

> „scharfsinnig darauf aufmerksam machen, wie vorgefasste Meinungen uns über die Welt informieren, bevor wir sie sehen, und wir die meisten Dinge imaginieren, bevor wir sie erfahren haben“. (Lippmann 1922, 65)

Sie kann ihm helfen zu erkennen, inwieweit Stereotype niemals die Qualität unumstößlicher Wahrheiten besitzen:

> „Menschen sind oftmals bereit zu akzeptieren, dass es ‚zwei Seiten‘ einer Frage gibt, aber sie glauben einfach nicht, dass es zwei Seiten dessen geben könnte, was sie als ‚Tatsache‘ ansehen. Und sie werden es so lange nicht glauben, bis sie nach einer langjährigen kritischen Bildung sich vollständig darüber bewusst sind, wie ihre Auffassung sozialer Tatsachen von anderen geprägt (second-hand) wurde und zugleich subjektiv ist“. (ebenda, 90)

Hierzu muss Bildung etwa ein *Geschichtsbewusstsein* vermitteln, das ausdrücklich die Gewordenheit von Stereotypen in den Blick nimmt und so deren prinzipiellen Wandel und Veränderbarkeit aufzuzeigen lehrt. Denn ein solches Bewusstsein befähigt dazu,

> „zu wissen, welches Märchen, welches Schulbuch, welche Tradition, welcher Roman, welches Theaterstück oder welche Redewendung eine bestimmte vorgefasste Meinung in diesen und eine alternative in einen anderen Geist eingepflanzt hat“. (ebenda, 66)

Bildung vermag aber nicht nur, zur Reflexion der eigenen geistigen Voraussetzungen zu befähigen. Sie kann uns, um nochmals in Hayeks Worten zu sprechen, auch zu „Experten auf einem bestimmten Feld“ werden lassen. Ein solcher Experte ist, so Hayek, fähig, eben jenes Verständnis realer Zusammenhänge und jenes Wissen um konkrete Dinge zu entwickeln, das dem rein mathematisch-abstrakt orientierten Ökonomen abgeht (vgl. Hayek 1949). Dafür entwickelt er

seine Erkenntnisse und Einsichten unmittelbar an Fragestellungen des Lebens. Er urteilt nicht unbewusst auf der Grundlage vorgefertigter Vorstellungsbilder *über* Menschen und Situationen; ebenso wenig handelt er nicht einfach theorie- und vorstellungslos. Vielmehr lernt er, seine eigene Meinung im direkten Umgang *mit* diesen Menschen und Situationen zu formen. Somit vermag er die kognitive Barriere, welche die ökonomischen Scheinwelten stillschweigend zwischen ihm und seinen Erfahrungen zu errichten suchen, einzureißen und sich selbst und die Welt in einen fruchtbaren, die Wahrnehmung stets verändernden Austausch zu bringen.

6 Die Bildung der Gegenwart und ihr Versagen

Doch könnte unser heutiges Bildungssystem kaum weiter davon entfernt sein, Menschen zu originären Denkern und Experten auf konkreten Handlungsfeldern zu befähigen. Hayek (1949) kannte noch ein weiteres „Produkt" der Bildung, den „*second-hand dealer in ideas*", und dessen „Produktion" befürwortete er klar. Denn diesen *Dealer* prägt laut Hayek „eine Abwesenheit direkter Verantwortung für praktische Angelegenheiten und eine daraus folgende Abwesenheit eines Wissens aus eigener Erfahrung" (ebenda, 13). Er lernt lediglich, auf der Grundlage bestimmter Stereotype zu denken, niemals aber über sie, und kann so in der Öffentlichkeit als „gatekeeper of ideas" fungieren, der darüber entscheidet, „welche Ansichten und Meinungen uns alle erreichen, welche Fakten so wichtig erscheinen, dass sie uns mitgeteilt werden und in welcher Form und aus welcher Perspektive sie uns präsentiert werden" (ebenda, 11).

Es ist nicht allein das Problem, dass die ökonomische Bildung heutzutage nahezu ausschließlich *second-hand dealers in ideas* ausbildet; ein Problem, das ich an anderer Stelle bereits ausführlich untersucht habe (vgl. Graupe 2015 und Graupe 2016). Vielmehr scheinen in Zeiten von PISA und den Bologna-Reformen weder die Schul- noch die Hochschulbildung insgesamt dazu geeignet, Wirtschaftswachstum als stereotypes Denkmodell zu beleuchten und junge Menschen zum kritischen Umgang mit ihm zu befähigen. Denn sie droht selbst zum Gegenstand, d.h. zum Anwendungsgebiet dieses Modells zu werden. Abschließend möchte ich diesen wichtigen Aspekt wenigstens grob umreißen.

Spätestens seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts betrachtet die Politik – insbesondere unter dem Einfluss der OECD – Bildung zunehmend als Wachstumsfaktor. Der Titel der ersten großen Konferenz, welche die OECD 1961 zur Reorganisation der Bildung weltweit veranstaltete, lässt sich als ihr Programm verstehen: „Wirtschaftswachstum und Bildungsaufwand", so hieß es damals (1966).

Genauer:

> „Schulbildung ist aber in einer modernen technisierten Wirtschaft nicht nur zur Verwendung der Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit unabdingbare Voraussetzung, sie ist auch als eigener unabhängiger Produktionsfaktor zu betrachten. Eine Verstärkung des Bildungswesens wird zumindest bis zu einem gewissen Grad den

> technischen Fortschritt beschleunigen und damit das Wirtschaftswachstum fördern." (Wirtschaftswachstum und Bildungsaufwand 1966, 23)

Bildung wird so als bloßes Mittel zum Zweck umgedeutet. Sie wird dem Wirtschaftswachstum untergeordnet, ohne es umgekehrt infrage stellen zu können. Gerade in der Bildung zeigt sich, wie Wirtschaftswachstum seine stillschweigende Macht über die Politik im Sinne eines rein quantitativ verfassten Stereotyps entfalten kann, das von jeglichem konkreten Denk- und Handlungsvollzug wirkungsvoll distanziert. Denn Politikern soll es allein noch darum gehen, ein „Orientierungssystem von statistischen Standardziffern auszuarbeiten, wie es die Nationalökonomie für den Vergleich von Wirtschaftsentwicklung und Staatsausgaben getan hat". „Die Maschinerie der Planung", so die OECD, hat einen „Hunger nach Statistik" und auf diesen Statistiken sollen alle Entscheidungen über Bildung fortan beruhen (vgl. ebenda).

Gewiss können aus ökonomischen Formeln aufgrund ihrer Abstraktheit keine Schlussfolgerungen über mögliche Inhalte und qualitative Zielsetzungen von Bildungsreformen abgeleitet werden. Das Stereotyp des Wirtschaftswachstums scheint lediglich immer dann zur „Investition in Bildung" zu verpflichten, wenn die reinen Zahlenwerte die prognostizierten Erträge positiv erscheinen lassen. Wie eine solche Investition aber konkret auszusehen hat, was sie tatsächlich umzugestalten vermag und wie sie wirken kann – darüber wird nichts gesagt, und darüber kann auch nichts gesagt werden. Denn wie schon erwähnt , verankert Wirtschaftswachstum als Stereotyp im Bewusstsein lediglich den Willen zur reinen Veränderung, ohne ihn qualitativ oder inhaltlich füllen zu können – schon gar nicht mit Erkenntnissen aus nicht-ökonomischen, in diesem Falle pädagogisch-didaktischen Erfahrungswelten.[2]

Die Folgen für die Bildung sind immens. Denn unter diesen Bedingungen wird von Schulen und Hochschulen nichts weiter als eine „kontinuierliche Anpassung" gefordert, deren Konsequenzen in der konkret gelebten Bildungspraktik, also in der Lebenswelt von Schülern und Lehrern, von Studenten und Professoren stets unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der entscheidenden Politiker und Sachverständigen verbleiben – während die Betroffenen selbst keine Entscheidungen mehr treffen können sollen.

> „Theoretisch existiert für jedes Stadium der Wirtschaftsentwicklung in einem Staat, für jede gegebene Struktur der Produktion, des Konsums und der damit verbundenen kulturellen Normen eine optimale Form, Menge und Verteilung von Schulen. Um dieses Optimum zu erreichen, ist offensichtlich eine laufende kontinuierliche Anpassung notwendig. (…) Dabei darf aber das Bewusstsein nicht verlorengehen, daß auch das beste, das soeben reformierte Schulsystem jeder Änderung zugänglich bleiben muß, weil sich das Optimum ständig verschiebt." (ebenda, 24)

2 Dass damit „Wirtschaftswachstum" zur (manipulativen) Rechtfertigung jeglicher qualitativen Veränderung herangezogen werden kann, ist damit selbstverständlich nicht ausgeschlossen, im Gegenteil.

Diese beständige Umwälzung zielt nicht nur auf äußerliche Strukturen von Schulen und Universitäten, sondern auch auf die innere Verfassung der Menschen, insbesondere der Schüler und Studenten.

> „In der Schule soll jener Grundsatz von Einstellungen, von Wünschen und von Erwartungen geschaffen werden, der eine Nation dazu bringt, sich um den Fortschritt zu bemühen, wirtschaftlich zu denken und zu handeln." (ebenda, 38)

Auch dieser Grundsatz verfügt über keine dezidiert qualitative Ausrichtung. Stattdessen fordert er, stets und ständig nach reiner Veränderung zu streben. Was alt war, soll im Neuen keinen Platz mehr haben. Was gestern neu war, ist es heute schon nicht mehr. In unmissverständlicher Klarheit fährt der gerade zitierte Text fort:

> „Das bedeutet nicht weniger, als daß Millionen von Menschen von einer Lebensweise losgerissen werden sollen, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden das Lebensmilieu ausmachte. (…) Diese jahrhundertealten Einstellungen zu verändern, ist vielleicht die schwerste, aber auch die vordringlichste Aufgabe der Erziehung in den Entwicklungsländern." (ebenda, 38) [3]

Selbstverständlich kann Bildung niemals zur vollständig entdinglichten Variablen werden, die sich nach den Wachstumsgesetzen und -prognosen der Ökonomen rein verhält. Und doch wächst der Druck, alle Bildungsprozesse so gut es eben geht zu rein Veränderlichem, zu merkmalslosen Punkten auf vorgegebenen Wachstumskurven zu machen. Ihre Umwandlung in mit Preisen versehenen Waren und Dienstleistungen ist hierfür die notwendige, keinesfalls aber hinreichende Bedingung. Denn auch hier gilt wieder, was ich weiter oben in allgemeiner Form zu entwickeln versuchte:

> „Keine Bestimmung darf mehr in den Dingen ruhen, kein Merkmal, keine Quantität, kein Inhalt. Was besteht, als bestimmungslos nicht-inhaltlich gefasst, besteht nicht mehr für sich, sondern einzig im Übergang in ein anderes, in der Bewegung zu anderem, dem Bezug aufs nächste ebenso nicht-inhaltlich Bestimmungslose. Nur noch dieser ‚Verlauf', *processus*, soll Tatsache sein." (Bockelmann 2012, 252f.)

Damit aber leistet Bildung der kontinuierlichen und zugleich unbewussten Zerstörung der vielfältigen „ontologischen Selbstverständlichkeiten" Vorschub, die dem Menschen durch seine Verwurzelung, Tradition, Kultur und gewachsenen Lebenszusammenhängen aufgegeben sind. Sie fordert, Schumpeters „beständigen Sturm schöpferischer Zerstörung" gleichsam nach innen zu wenden, ohne dass der Einzelne für die Folgen selbst je Verantwortung übernehmen sollte oder auch nur könnte. Während so das implizite Wissen konkreter Erfahrungsvollzüge schwindet, ohne dass es sich je ausdrücklich aneignen und somit bewusst verändern ließe, tritt an dessen Stelle, ebenfalls unbewusst, das Ideal reiner Anpassung und steter Veränderung um ihrer selbst willen.

Ulrich Bröckling hat dies, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, Bezug nehmend auf Michel Foucault, treffend mit dem Hinweis beschrieben, es gelte für jeden die Maxime „Handle unternehmerisch!" (vgl. Bröckling 2007). Dabei kann man

3 Wichtig ist hier wohl der Hinweis, dass die OECD auch Deutschland im Hinblick auf die Bildungspolitik als Entwicklungsland bezeichnet. (vgl. ebenda, 78)

freilich niemals ein unternehmerisches Selbst sein, sondern stets nur *werden*. „Sich um den Fortschritt zu bemühen“, wie es die OECD fordert, heißt, stets ein Ungenügen nicht nur mit der Welt, sondern auch mit sich selbst zu empfinden. Nichts soll es im eigenen Inneren geben – Intelligenz, Wissen, Werte, Gesundheit, Charakter –, das nicht beständig weiter zu optimieren wäre. Wirtschaftlich zu denken und zu handeln meint, sich permanent anzustrengen und nicht nur die Arbeit an etwas, sondern auch die Arbeit an sich kontinuierlich zu intensivieren und zu verbessern. Der Erfolg aber entzieht sich jeglicher inhaltlichen Fixierung. Er ist ein niemals zu erreichender Zustand.

Ohne hier weiter in die Tiefe zu gehen, zeigt sich, dass wir von der heutigen Bildungspolitik kaum die Rahmenbedingungen dafür erwarten dürfen, Menschen zur Verantwortungsübernahme für den Zusammenbruch des stillschweigend herrschenden Wachstumsglaubens zu befähigen. Im Gegenteil schürt sie ein blindes Antrainieren und Festhalten an diesen Glauben. Dies aber ändert nichts an der Einsicht, dass wir alle über die unverbrüchliche Freiheit verfügen, sowohl die Real- als auch die Denkabstraktionen der Ökonomie nicht als unveränderliche Gewohnheiten *unseres* Geistes zu akzeptieren. Eine „innere Stimme des Gesetzes“, die dauerhaft in unserem Bewusstsein implantiert wäre, gibt es nicht. Es ist die Aufgabe von uns (Hochschul-)Lehrern trotz aller Bildungsstrukturen, die ein Erstummen der Alltagswelten und ein Erstarken stereotyper Wahrnehmungsmuster fördern, junge Menschen zu dieser Einsicht zu befähigen. Es geht nicht nur, aber auch und gerade in der Bildung darum, Freiräume zu schaffen, in denen Menschen das Loslassen vorgefertigter ökonomischer Stereotype üben können, statt sich diese weiterhin blindlings antrainieren zu lassen. Das Denken selbst als aktiven Vollzug zu lehren und sich dabei sowohl konkreten Erfahrungsvollzügen zuzuwenden als auch zur aktiven Reflexion der (geschichtlichen und methodischen) Voraussetzungen des Denkens zu befähigen – dies müsste zu einer Form des Bildungswiderstands werden, die Menschen frei macht, dem gegenwärtigen Wachstumsglauben Grenzen aufzuzeigen.

Literaturverzeichnis

Bernays, E. (1961): *Crystallizing Public Opinion*. New York: Liveright.

Blundell, J. (2015): *Waging the War of Ideas.* London: Institute of Economic Affairs

Bockelmann, Eske (2012): *Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens*, Springe: zu Klampen Verlag.

Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt am Main. In: Duden Wirtschaft von A bis Z: *Grundlagenwissen für Schule und Studium, Beruf und Alltag.* 5. Aufl. Mannheim: Bibliographisches Institut 2013. Lizenzausgabe Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Brodbeck, K.-H. (1997): *Erfolgsfaktor Kreativität. Die Zukunft unserer Marktwirtschaft.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Duden (2016): *Wirtschaft von A bis Z 2013.* Grundlagenwissen für Schule und Studium, Beruf und Alltag. 5. Aufl. Mannheim: Bibliographisches Institut 2013. Lizenzausgabe Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Giaramita, N. (2015): Zuzug sorgt für volle Geschäftsbücher. WDR 1 vom 10.10.2015: www1.wdr.de/themen/politik/fluechtlinge/konjunkturmotor-fluechtlinge-100.html (Zugegriffen am: 21.02.2016.)

Graupe, S. (2015): Ökonomische Bildung. In: Spieker; M. (Hg.): *Ökonomische Bildung – Zwischen Pluralismus und Lobbyismus.* Tutzinger Schriften zur Politischen Bildung, Band 8. Schwalbach, 43–68.

Graupe, S. (2016): Zwischen Marktgläubigkeit und Marktkritik, *Zeitschrift für Erwachsenenbildung*, Nr. 1, 26-30.

Grimm, J./Grimm, W. (1961): *Deutsches Wörterbuch*. Band 16. In 32 Teilbänden 1854-1961. Leipzig: Deutscher Taschenbuchverlag.

Hayek, F. A. (1949): *The Intellectuals and Socialism.* Whitefish: Reprint by Kessinger Publishing 2010.

Hayek, F. A. (1979): *The Counter-Revolution of Science,* Indianapolis: Liberty Press.

Hayek, F. A. (1980): *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*. Band 1, Landsberg am Lech: Verlag moderne Industrie.

Hayek, F. A. (1981): *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*. Band 3, Landsberg am Lech: Verlag moderne Industrie.

Meyer, T. (2012): *The Challenges of Economic Thinking in Practice*. Video-Mitschnitt des Vortrags auf der Konferenz "Ökonomie neu denken", 24.01.2012: www.stifterverband.info/veranstaltungen/archiv/2012/2012_01_23_oekonomie_neu_denken/video/mayer/index.html (Zugegriffen am: 21.02.2016)

Mirowski, P. (1989): *More Heat than Light, Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*. Cambridge: Carmbridge University Press.

Lippmann, W. (1922): *Public Opinion,* New York: Harcourt, Brace and Company.

Polanyi, M. (1966): *The Tacit Dimension,* Chicago: University of Chicago Press.

Schumpeter, J. (1942): *Capitalism, Socialism and Democracy,* New York/London: Harper & Bros.

Sennet, R. (2004): *Respekt im Zeitalter der Ungleichheit*, Berlin: Berlin Verlag.

Shekar, A. u.a. (2016): The Refugee Surge in Europe: Economic Challenges. IMF, 01.2016: www.imf.org/external/pubs/cat/longres.aspx?sk=43609 (Zugegriffen am: 21.02.2016)

Sohn-Rethel, A. (1970): *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Walras, L. (1954): *Elements of Pure Economics,* London und New York: Routledge.

Wieser, F. (1929): *Gesammelte Abhandlungen*, Tübingen: Mohr.

Wirtschaftswachstum und Bildungsaufwand (1966): Europäische Kulturpolitik Band 2, (Hg.): *i.A. der Kulturkommission des Europarates* (Bericht über die OECD-Konferenz in Washington 1961, Bearb.: Ernst Gehmacher) Wien, Frankfurt, München.

Wößmann, L/Piopiunik, M. (2009): *Was unzureichende Bildung kostet. Eine Berechnung der Folgekosten durch entgangenes Wirtschaftswachstum.* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.